

Katholischer Militärbischof
für die Deutsche Bundeswehr
Dr. Franz-Josef Overbeck

Wort des Bischofs
zum 1. Advent 2020

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Soldatinnen und Soldaten!

I.

Seit Mitte März 2020 hat uns großes Erschrecken und heftige Beklemmung ergriffen. Die Bedrohung durch das Corona-Virus hat innerhalb kürzester Zeit alle Menschen auf eine bisher ungeahnte Weise verunsichert und in ihrem Alltag ausgebremst, mit allen Folgen bis hin in die persönlichsten und familiärsten Kontakte hinein. Gilt es bisher in Deutschland, in einer offenen, pluralen, kommunikativen, flexiblen und oft spontan handelnden Gesellschaft zu leben, so heißt es nun seit Monaten: Abstandsregeln, Hygienegebote, Distanz, Abschottung. Alle gängigen und wichtigen Kreisläufe der Wirtschaft, des alltäglichen Lebens und auch der Kirche haben einen anderen Rhythmus angenommen. Das Virus bleibt zwar unsichtbar, seine Folgen aber erzeugen oftmals eine fremdartige Atmosphäre, die geprägt ist von Vereinzelung und Kontrolle. Alle sind auf ungewohnte Weise auf sich zurückgeworfen.

Ebenso merkwürdig und in vielfacher Weise künstlich erschien mir in den Sommermonaten die Zeit der sogenannten Lockerungen mit dem langsamen Einleben in eine scheinbar neue Normalität. Sie war eine verführerisch sorglose, aber gänzlich instabile Zwischenwirklichkeit, die jetzt jäh wieder abgebrochen ist. Wohin gehen wir? So frage ich mich. Sind wir mitten in diesem epochalen Ereignis bereits Verwandelte, bei denen sich etwas in der Selbst- und Fremdwahrnehmung, im Glaubens- und Weltbild verschoben und verändert hat? Wie können wir lernen, der ganzen Wirklichkeit standzuhalten, in ihr zu glauben und zu leben, sie zu bestehen und zu deuten?

Auch für die gesamte Bundeswehr und ihren Alltag ist seit Mitte März vieles grundlegend anders. Das gilt für den konkreten Alltag in den Kasernen in Deutschland, wie auch in den Auslandseinsätzen. Die Konfliktlinien in allen Lebens- und Arbeitsbereichen verschieben sich, sowohl für die einzelnen in ihrem Innern, als auch zwischenmenschlich wie innergesellschaftlich bis hin zu internationalen, weltpolitisch relevanten und somit oft auch militärisch ausgetragenen Konflikten. Konflikte scheinen seitdem auch an einigen Stellen neue Dynamiken zu entwickeln. Was wir

bis jetzt in unserer Gesellschaft im Alltag, von der Schule über das Krankenhaus bis hin zum alltäglichen Geschäftsgebaren, beobachten, das gilt auch für den friedensichernden Auftrag der Bundeswehr. Corona bedingt ist nicht nur so manche Hilfe durch Soldatinnen und Soldaten in schwierigen Situationen in Krankenhäusern, Seniorenheimen, Gesundheitsämtern etc. gefragt. Auch in den Auslandseinsätzen wird, bis hin zu den Quarantänebestimmungen, deutlich: Wir sind äußerst herausgefordert und müssen uns neuen Alltagsdynamiken stellen.

II.

Was ist in einer solchen Lage zu tun? Es gilt, sich mit aller Nüchternheit und dem dazugehörigen Mut sowie aller Kraft der Wirklichkeit zu stellen. Wir müssen unseren Alltag als den Ort begreifen, an dem wir uns in allen Dimensionen unseres Lebens bewähren. Herausgefordert vom globalen Ereignis der Corona-Pandemie, sind wir dazu aufgerufen, den Folgen standzuhalten, indem wir unser Leben zu deuten und zu gestalten lernen.

Dabei sehen wir, dass wir durch die unsichtbare Bedrohung und unfassliche Präsenz des Virus` mit dem Unheimlichen und dem nicht Fassbaren konfrontiert sind. Auf eine andere Weise als gewohnt, gerade für Soldatinnen und Soldaten, werden wir mit einer neuen Form von Gewalt und Gewalttätigkeit konfrontiert, die wir in dieser Globalität bisher nicht kannten. Darum wohl werden viele Ängste vergrößert und über extreme Bilder und Projektionen Abwehrmechanismen ausgelöst. Nicht zuletzt erweitert sich auch die Verführbarkeit vieler Menschen zu apokalyptischen und anderen Verschwörungserzählungen.

Zugleich ist aber der Alltag oft auch merkwürdig grau und kalt, ähnlich einer Gesellschaft im Stillstand, mit öden Straßen und leeren Geschäften, geprägt vom Gefühl einer eher stillen Verzweiflung. Aber auch Streit und Auseinandersetzungen in Familien und Lebensgemeinschaften, die plötzlich für längere Zeit als gewohnt beieinander bleiben müssen, sind vielfach der angespannten Situation geschuldet. Verdeckte Gewalt und schiere Not nehmen zu, ebenso die Gewissheit, dass sich durchaus

Wort des Bischofs 2020

menschliche Abgründe auf tun. Noch mehr als sonst sehen wir jetzt, wie ambivalent, viel- und doppeldeutig unsere Welt ist. Am deutlichsten wird dies in unserer Alltagssprache, wenn wir im Denken, Reden und Handeln erkennen, dass das radikale „Entweder - Oder“ weniger hilfreich ist als das oft so doppeldeutige und herausforderungsvolle „Sowohl - Als auch“. Auf diesem Weg lernen wir, einen Sinn für den Umgang mit der veränderten Wirklichkeit zu entwickeln. Dies gilt für den beruflichen Alltag, aber auch für unser privates und persönliches Leben. Dieser Sinn lässt uns in der Corona-Krise Erfahrungen von Mehrdeutigkeiten machen. Er fördert eine neue Sensibilität, mit der wir den jeweiligen Herausforderungen begegnen und Antworten finden können.

Oft ist mir in den vergangenen Wochen und Monaten ein sprechendes Bild von Papst Franziskus in den Sinn gekommen, der im Blick auf unsere Kirche von einer „verbeulten“ Kirche spricht (vgl. Papst Franziskus, Evangelii Gaudium 49). In vielfacher Weise können wir heute von einer „verbeulten“ Welt sprechen, die verletzt und beschmutzt ist und die hin und her gerissen wird von den Anforderungen und Veränderungsprozessen des Alltags mit seinen Verschlüssen und Bequemlichkeiten. Genau hier, angesichts der ungeheuren neuen und auch doch schon wieder bekannten Nöte der Menschen, sind wir als „Kirche unter den Soldaten“ herausgefordert. Hier durch tatkräftige Hilfe und die Nähe von Begegnungen ebenso wie durch lebendiges Gebet beizustehen, gehört zu unseren Aufgaben. So sehr vieles organisiert und von oben strukturiert werden muss, so sehr gilt es hier, von unten anzufangen. Ich erinnere an Papst Franziskus, der mit einem aus dem soldatischen Leben kommenden Vergleich sagt: „Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen Schwerverwundeten nicht nach Cholesterin oder hohem Zucker fragen. Man muss seine Wunden heilen. Man muss ganz unten anfangen“ (Papst Franziskus, Evangelii Gaudium 49). Wir werden wieder an unsere Ursprünge erinnert, nämlich an das einfache Evangelium und damit an Jesus Christus, der dieses Evangelium ist. Er erinnert uns, wer wir sind: Menschen, die von Gott her ganz in der Wirklichkeit leben und sich voll für andere einsetzen.

III.

Die Corona-Pandemie ist eine solche Einladung, diese Zusammenhänge neu zu entdecken. Von hierher neue Ordnung zu schaffen und uns neu der Frage nach unserem Menschenbild zu stellen, darum geht es. Biblisch gesprochen, lernen wir, mit der derzeitigen Lage wieder neu Menschen des Auszugs, des Exodus´ zu werden, die unterwegs sind und auf Gott vertrauen.

Wir sind an eine Schwelle gekommen, an der es eben nicht mehr weitergeht wie bisher, nicht mehr aufgeklärter, nicht mehr mobiler, nicht mehr weiter, nicht mehr höher, nicht mehr sicherer, nicht mehr freier, sondern wo alles nur noch endlich ist. Dabei macht mich nachdenklich, dass zwar vieles in den letzten Wochen und Monaten weggefallen ist, dabei aber nicht selten eine geheime Erleichterung darüber spürbar war, weil viele erkannten, was sie nicht brauchen und darum auch kaum vermissen. Warum? Weil wir das uns Auferlegte weiterhin ganz nüchtern und zivilisiert anzunehmen und auszutragen haben, mit Tugenden und Haltungen, die dem soldatischen Leben sehr bekannt sind, nämlich Tapferkeit, Solidarität und Geduld, Aufmerksamkeit und Sinn für Gemeinschaft und Gemeinwohl. Hier zeigen sich Ressourcen, die aufgedeckt werden wollen, weil sie aufbauend wirken und Kräfte für kommende Zeiten freisetzen. Was nicht alles an Improvisation, Unterstützung, Überlebenswillen und ungewohnter Nähe, auch digitaler und anderer Art, hat sich entwickelt, was zuvor noch undenkbar zu sein schien?

IV.

Nicht vergessen will ich, an die Wissenschaft zu erinnern, die uns mit dem Coronavirus und seinen Folgen auf ungewohnte Weise bekannt macht. Wenngleich mittlerweile wohl ein erster Impfstoff gegen das Coronavirus entwickelt werden konnte, müssen doch auch die Wissenschaften eingestehen, dass die Suche nach flächendeckenden und nachhaltigen Maßnahmen zur Corona-Abwehr noch lange sehr schwierig bleiben kann und viel Geduld braucht. Gerade für unsere freiheitliche und plurale Gesellschaft, die auf das Wohl aller Menschen zielt und bisher fast alles für

machbar hält, ist das schwer erträglich. Wir werden neu lernen müssen, warten zu können. Dabei zeigt sich, dass wir ethisch von Kompromissen (aber keinen faulen!) und zweitbesten Lösungen leben, um in unserer pluralisierten, beschleunigten Welt überhaupt noch zu verantwortungsvollen Antworten und Perspektiven zu kommen. Da hat die Wirklichkeit Vorrang vor den Prinzipien. Nicht, weil wir Prinzipien nicht achteten und um ihre Bedeutung nicht wüssten, sondern weil wir vor immer neuen Bewährungsproben für diese Prinzipien gestellt werden. Gerade jetzt müssen sie neu überdacht und formuliert werden, da sie in ihrer gegenwärtigen Form keine Antworten mehr auf die aktuellen Fragen und Herausforderungen geben können.

Einen Schritt nach dem anderen zu tun und so einer schrittweisen Entwicklung Raum zu geben, bringt zurzeit oft bessere Lösungen hervor, als ein bewusst entworfener Gesamtplan. Kompromisse, die dabei geschlossen werden, sind sehr bewusst Kompromisse auf Zeit, weil sie Ausdruck von begrenztem, vorläufigem Wissen und einer Realitätswahrnehmung sind, die sich beständig verändert. Das führt uns die Corona-Pandemie derzeit schmerzlich vor Augen. Vieles bleibt ein Provisorium, gibt zugleich aber auch Freiheit zu neuen Entscheidungen.

V.

In diesem Zusammenhang denke ich an ein Ereignis, dessen Gedenken mitten in die ersten Wochen der Corona-Pandemie im Frühjahr fiel, nämlich an den 8. Mai 1945, an dem vor fünfundsiebzig Jahren der grauenhafte Zweite Weltkrieg in Europa zu Ende ging. Dieser Krieg gehört zu den dunkelsten Epochen der Geschichte. Millionen von Menschen wurden Opfer eines rassenideologischen Vernichtungskrieges nie gekannten Ausmaßes. Es waren die alliierten Soldaten, die letztlich die Befreiung Europas von der Tyrannei des Nationalsozialismus vollendeten.

Der 8. Mai 1945 ist ein Tag der Befreiung und ein Wendepunkt, weil er eine neue Phase der Geschichte Deutschlands und Europas eingeleitet hat. Für Gedächtnisfeiern gab es aufgrund der besonderen Lage im Mai diesen Jahres wenig öffentliche Gelegenheit. Für uns in der Militärseelsorge bleibt aber die Mahnung, uns immer wie-

der unbedingt für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, die Freiheit des Gewissens, den Frieden und Sicherheit aller Völker einzusetzen, damit der Friede als Werk der Gerechtigkeit (vgl. Jes 32,17) immer mehr verwirklicht wird. Friede, so hat es das Zweite Vatikanische Konzil sehr treffend gesagt, ist mehr als die bloße Abwesenheit von Krieg. Es braucht dafür eine vertrauensvolle Arbeit an der Sicherheit und Freiheit aller Menschen, aber auch einen Realismus, der weiß, dass die sündhafte Natur des Menschen die Gefahr des Krieges immer wieder heraufbeschwören kann (Vatikanum II, Gaudium et spes 78 f). Denken wir an die vielen Konflikte in diesen Tagen, zeigt sich, wie weit wir davon entfernt sind, dass alle Menschen in Sicherheit und Frieden leben können. Aber es gilt, dafür einzustehen, dass Recht und Freiheit nicht vor Unrecht und Gewalt weichen dürfen. Dafür müssen eben immer wieder Feindschaft und Hass, Missverstehen und Egoismus weichen, um einem dauerhaften Frieden mehr Raum zu geben. Der 8. Mai erinnert uns darum besonders daran, dass der Einsatz militärischer Mittel immer nur ein letztes Mittel sein kann, um weitere Gewalt einzudämmen und Zeit und Raum für dauerhafte und gerechte Friedenslösungen zu ermöglichen.

Das ist ein bleibender Auftrag, den nicht nur alle Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr zu erfüllen haben, sondern der die Solidarität und Nächstenliebe aller herausfordert. Für uns Christen steht dafür ein starkes Fundament im Glauben an Gott zur Verfügung. Gott ist da und gegenwärtig, wenn Menschen angesichts der Nöte vieler Nächstenliebe üben und mit Liebe zur Wirklichkeit Verantwortung übernehmen. Die Nächstenliebe ist dabei so wirklichkeitsnah, dass sie die Notwendigkeit begründet, angesichts begrenzter Kräfte Prioritäten zu setzen. Es gilt, aus christlichem Geist heraus Weltverantwortung und Anteilnahme an der Not vieler so zu leben, dass in aller Begrenztheit und Schwäche, auch in aller Gefährdung, getan wird, was möglich ist. Dabei sind aber jene Grenzen zu beachten, die aus eigener Kraft nicht verändert werden können.

VI.

Genau in einem solchen Zusammenspiel vieler Faktoren wird deutlich, dass es in der Corona-Pandemie nicht einfach um eine Apokalypse geht, sondern um ein innerweltliches Phänomen, das durch entschiedenes, effektives wie richtiges Handeln in seinen Wirkungen begrenzt und in vielen seiner negativen Folgen überwunden werden kann. Eine solche Krise ist kein Betriebsunfall im Getriebe der Welt und ihrer Geschichte, sondern eine Prüfung, die zu einer individuellen wie kollektiven Gewissensforschung werden muss. So wird sie ein Weckruf werden können, nach neuen Formen verantwortlichen Lebens in Sicherheit und Freiheit zu suchen. Aus diesem Grund kann die derzeitige Lage, aber auch die Erinnerung an das Kriegsende am 8. Mai 1945, ein Ernstfall ethischer Entscheidungen inmitten vielfältiger Erwägungen sein. Gilt es, immer die Würde aller Menschen und ihre Rechte zur Geltung zu bringen, unabhängig von Alter, Gesundheit und Nationalität, so muss zugleich weltweite Solidarität geübt werden, die immer vor Ort beginnt, also mit Nähe zu tun hat, ohne zur Überforderung zu werden. Ich bin der festen Überzeugung, dass wir gerade als „Kirche unter den Soldaten“ gefragt sind, den Trost des Glaubens zu spenden, der der Trauer, Sorge, Angst und Not vieler eine Sprache gibt und Hoffnung auf das Leben mit Gott eröffnet, die das Irdische nicht verneint, sondern erhellt. Auf diese Weise können sich unser Glaube und der Dienst der Kirche als Kraft beweisen, Menschen in Not im Namen Gottes zu helfen, der auch dort unendlich nahe ist, wo kein Mensch einen anderen noch zu erreichen vermag.

VII.

Bei den verschiedenen Perspektiven, die sich aus dem Nachdenken über die Corona-Pandemie und ihre Folgen, gerade auch angeregt durch das Gedenken an das Kriegsende vor fünfundsiebzig Jahren, ergeben, kommt mir ein wichtiger Lebensnerv unserer christlichen Glaubenspraxis in den Sinn: das Gebet. Mir ist dabei derzeit manches zur Frage geworden. Ob uns nicht das Gebet in den letzten Monaten sehr viel mehr an Kontemplativem, Innigem, also Tieferem als bisher hat entdecken lassen? Und was haben uns nicht die neuen Kommunikationsformen an Möglichkeiten für das Gebet erschlossen, bis hin zu neuen Formen von Verbindungen in der Ökumene und mit anderen Religionen? Werden wir mystischer und zugleich kommunikativer?

Wort des Bischofs 2020

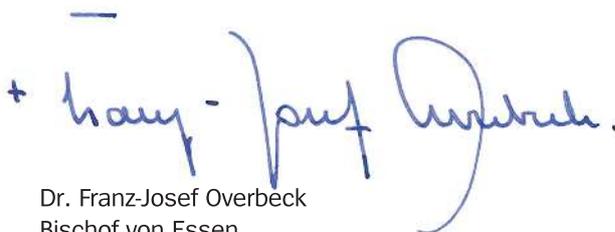
ver? Werden wir vielleicht auf Dauer zugleich einsamer und gemeinschaftlicher? Und wird die Kirche nicht deswegen auch ärmer und funktionsloser, damit wir neu entdecken, was Spiritualität und Ethos an Relevanz für den Glauben und die Kirche haben und austragen, weil es in allem zuerst um die Armen, die am Rande Stehenden und um die Gott Suchenden geht? Wir sind wohlmöglich in Bedrängnis gekommen, um neu zu lernen!

Auf diesen Wegen und in solchen Prozessen Gott neu zu entdecken als den, der uns Geleit gibt, als den, der uns wahr- und annimmt, uns befähigt, Zeuginnen und Zeugen eines Lebens in Wandlungen zu sein, wie er es selbst in der Geschichte bezeugt hat, das wäre ein möglicher nächster Schritt. Gerade darum geht es jetzt, mit unserer Endlichkeit und Sterblichkeit, unserer Hilflosigkeit und Wehrlosigkeit daran erinnert werden, dass es den lebendigen Gott gibt, der uns trägt, hält, heil macht und schließlich am Ende auferwecken wird in ein neues Leben der Ewigkeit hinein.

Auf diesem Weg wünsche ich Ihnen, Ihren Familien und allen, die zu Ihnen gehören, Gottes reichen Segen, seine Kraft und seinen Beistand.
Wir dürfen gewiss sein: Gott ist mit uns!

Berlin, am ersten Advent, dem 29. November 2020

Ihr

A handwritten signature in blue ink, reading "Franz-Josef Overbeck". The signature is written in a cursive style with a small cross symbol at the beginning.

Dr. Franz-Josef Overbeck
Bischof von Essen
Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr



**Katholische
Militärseelsorge**